

Florian Weber
MARADONA MÍO
Mein Leben mit dem Besten

So war's. Und wenn's nicht so war, dann ist es zumindest das, von dem ich denke: so war's.

Gleich mal eines vorweg. Wer behauptet, ich hätte ihn nie getroffen, lügt.

Noch eins hinterher. Wer meint, es hätte Bessere als ihn gegeben, lügt.

Abschließend: Wer sagt, ich glaube nicht an Gott, lügt.

Im herkömmlichen Sinn bin ich Atheist. Ich glaube aber an die Liebe. Ich glaube an das gute Schöpfungspotential in der Vereinigung moralisch einwandfrei denkender Menschen. Ich glaube an meine Familie. An die blutsverwandte wie an die hineinverliebte. An unerschütterliche Freundschaften. An die Macht der Musik. An die Energie von Keith Moon. An Copa Mundial, den besten Fußballschuh der letzten 45 Jahre.

Und ich glaube an Nietzsches Satz: Gott ist tot.

Seit dem 25. November 2020.

Gott hieß Diego Armando Maradona. Und an ihn glaubte ich auch.

Man darf glauben, was man will. Außer dass Despoten, Diktatoren, Kriegstreiber, Autokraten und rechtsradikale Arschlöcher ihre Berechtigung haben. Das ist Bullshit.

Man darf aber die unterschiedlichsten Meinung haben, was Kunst betrifft. Musik, Malerei, Cineastik, kreative Darbietungen, ästhetische Zur-Schau-Stellungen, wobei Ästhetik im Auge des Betrachters liegt. Nicht aber bei Diego Armando Maradona. Was er „anfußte“, wurde zu Gold. Für jederfrau und -mann sichtbar. El Pibe de Oro. Der Goldjunge. Als wir Buben waren, wollten wir alle Goldjungen sein.

„Wie wird man Goldjunge?“, fragten wir unsere Eltern. Wir ernteten fragende Blicke, ablehnende Scheibenwischer oder den klischeehaften Seitenhieb: „Durch harte Arbeit, Burli!“

Das musste doch auch anders gehen, oder?

Nein, sagte der Mangold Toni, alteingesessener Trainer und legendärer Schiedsrichter in unserem Fußballverein FC Schrobenhausen. Dabei klapperte sein Gebiss im Mund, manchmal musste er es mit seiner rechten Hand einfangen: „Es gibt schon einen Goldjungen, und den nur einmal. Und zwar in Argentinien. Und zwar seit dem 30. Oktober 1960. Diego Armando Maradona heißt der. Dass ia aich des bloß merkt´s!“

Wussten wir natürlich. Wir alle traurig und fast erbost: „Ja, aber Toni ... was, wenn einer von uns auch mal ...“

„Nix! Und jetzt laffts amoi a paar Rundn, ia Mamaladbuam!“, um seine Zähne festhaltend hinterherzuschimpfen: „Ja Kruzeifix, da haun mia glei die Zähn ab zwengs eich Drialla ...!“

Es ist ganz einfach so. Als junger Mensch, dem vieles zufliegt, was die sportliche Bewegung betrifft, verspürt man Momente, in denen denkt man von sich selbst: Wow! Das war jetzt Wahnsinn. Vielleicht könnt ich ja auch einmal Gipfel erklimmen. Die höchsten. Bei den Löwen spielen. Oder Bundesliga. Weltmeisterschaft. Wer weiß, warum soll nur einer Goldjunge sein? Der hat ja auch irgendwie nur mit einem alten Ball aufm Acker zu kicken begonnen. Wie wir hier aufm Bolzi. Ich glaub, ich werde auch mal so gut wie Maradona.

Ein Blitzgedanke, freilich, aber ich war im Sport tatsächlich überall vorn dabei. War im Turnen Gaumeister (so hieß das damals tatsächlich, ich würde sagen, mittlerweile Regionalmeister oder so), im Schwimmen mehrfach Oberbayerischer Meister, im Basketball einmal Dritter bei den bayerischen Meisterschaften mit dem SSV Schrobenhausen. Im Tennis war ich zwar nur Vize-Stadtmeister in meinem Jahrgang – der Von der Grün Richard war im Finale unbezwingbar und der Hendl Peter hatte im Halbfinale Magen-Darm.. Aber bei meinem Ball- und Körpergefühl erhoffte ich auch hier baldigst größere Siege. Zudem war es die jüngste Sportart, in der ich mich übte und es gab verheißungsvolle Ansätze. Lobs gingen mir leicht vom Schläger. Stopps erlief ich aufgrund meiner Schnelligkeit mit Leichtigkeit. Die Vorhand surrte peitschenartig. Die Rückhand wackelte zwar und die Doppelfehlerquote beim Aufschlag war hoch. Doch jeder weiß: Boris Becker als jüngster Grand-Slam-Sieger war bei seinem Wimbledonsieg 1985 siebzehn Jahre alt. Ich hatte noch ein wenig Zeit. Trotzdem ein später Einstieg ins Metier. Wohl zu spät.

Das Gesamtpaket betrachtend stellte ich fest: Wenn ein Goldjunge, dann im Fußball. Vielleicht nicht immer beim FC Schrobenhausen – aber auf alle Fälle „El Pibe de asparagus“ – der Spargel-Maradona. Eine Vision. Eine Vorstellung. Ein Traum nicht unbedingt. Eine Fantasie schon eher.

Der Freundl Ludwig, mein damaliger Tennistrainer, zermalmte meine hochfliegenden Ambitionen mit einem einzigen, unpädagogischen Satz zu Staub. Ein herrlicher Sommertag, Nachmittagstraining auf Platz 4 auf der Anlage des TC Schrobenhausen. Nach einer wiederholt unpräzisen Rückhand meinerseits weit ins Seitenaus schmettete er fast erzürnt: „Flo, du kannst alles, aber nix g´scheit!“

Das saß.

Als im gleichen Training der Kränzlein Stefan dem Freundl Ludwig einen zugeschmissenen Vorhandball aufs Auge zimmerte, dieser sein Gesicht schützend und jammernd Richtung Vereinsgaststätte zu Eiswürfel stolperte, dachte ich mir:
„Geschieht dir grad recht, du gemeiner Hund.“

Ein Elfjähriger steigt nach so einer demütigenden Offenbarung nicht ungerührt aufs Fahrrad. Auf dem Nachhauseweg kullerten die Tränen, so viel Teflon war noch nicht auf meiner zarten Haut. Ich will nicht sagen, dass ich gebrochen war. Keinesfalls. Ich glaube aber, es war der Tag, an dem ich akzeptierte, dass, falls es einen weiteren Goldjungen geben wird, dieser nicht ich sein werde. Vielleicht der Broncel Jürgen oder der Yürekli Tugran. Der Dorschner Gigi oder der Brußi, der Drilling Tommy oder irgendein anderer Junge aus Schrobhausen, aus Deutschland, aus Brasilien oder halt nochmal aus Argentinien. Beim Fantasieren ist man nicht allein.

Im Grunde hatte der Freundl Luggi nicht ganz unrecht.
Ins Tennistraining ging ich trotzdem nie wieder.

Die Erscheinung

Diego kam im Sommer 1982 in mein Leben. Wir Buben saßen achtjährig auf dem Asphalt vor dem Kaufhaus Schmederer und klebten Panini-Bilder in unsere Alben, umgehend nach dem Kauf der zwei Päckchen, weil mehr war mit den 50 Pfennigen nicht drin, die man der Mama aus dem Geldbeutel stibitzt hatte. Die Ablösefolien der Klebebilder wirbelte der Wind davon. Passanten mussten mühevoll über die achtlos hingeworfenen BMX-Räder steigen, ältere Personen murrten:

„Es Saukrippen! Høbt´s woi scho lang koa Watschn mehr kriagt“.

Entweder hörten und sahen wir nichts (ein bisschen so wie im Matheunterricht), predigten scheinheilig irgendwas von Notfall (ein bisschen so wie im Religionsunterricht) oder waren vertieft in unsere Aktion (ein bisschen so wie im Sportunterricht) und es wäre Wahnsinn, wär's so gewesen, aber es könnte tatsächlich das erste Bildchen gewesen sein, das ich ausgepackt habe: Nummer 176, ein Spieler vom amtierenden Weltmeister Argentinien – Diego Armando Maradona.

Grimmiger, entschlossener Blick, in die Ferne gerichtet, als säße oben auf den Rängen in der Weite des Stadions ein Zuschauer mit einem Banner, auf dem steht: „Maradona, du Pflunzn!“

Ich mochte den Mann sofort.

Madonna, las ich anfangs. Lustig, wie die Maria, Mutter Gottes. Während ich ihn vorsichtig in den dafür vorhergesehenen Rahmen klebte, kam mir der volle Name nochmal über die Lippen. „Diego Armando Maradona.“

So, dachte ich, sollte man als Fußballer heißen. Nicht Karl-Heinz oder Hansi oder Harald.

Ich blätterte zur deutschen Nationalmannschaft und platzierte dort meine nächste Klebeerrungenschaft.

Uwe Reinders.

Der Mann sollte später auch einmal wegen seiner Hand beziehungsweise den Händen Berühmtheit erlangen. Nicht so wie Diegos Hand 1986 – die Hand Gottes –, aber Uwe Reinders gelang die Mutter, also die Madonna aller Einwurftore (quasi der Maradona unter den Einwurftoren). Und zwar in der Bundesligasaison direkt nach der WM '82 gegen Jean-Marie Pfaff vom FC Bayern München. Reinders katapultierte den Ball per Einwurf aufs Tor, und der wurde von Jean-Maries Finger, übrigens in seinem ersten Spiel für die Roten, ins Netz gelenkt, somit so gültig wie sensationell.

Über Uwes Tor freute ich mich damals als vager 60er-Fan natürlich kurz.

Über Diego freute ich mich ein Leben lang.

In meinem Herzen ging sein Stern 1986 auf. Denn in diesem pummelig wirkenden kleinen Derwisch erkannte ich mich selbst. Ich war als junger Mensch auch eher klein, wenn auch ziemlich dünn und muskulös. Ich war schnell. Das war meine Waffe. Klar hatte auch ich ein paar Tricks auf Lager, aber aufgrund meines Speeds war bei mir eben der Bauerntrick (links

Ball, rechts Flo am Gegner vorbei) der verlässlichste. Später kam noch eine Fähigkeit hinzu, mit der ich mir Vorteile verschaffte, aber eher Uwe-Style als Diego-Kopie: der weite Einwurf.

Was Diego da im Fernsehen bei der WM in Mexiko 1986 veranstaltete, hatte in meinen Augen etwas von Zirkus. Seine Rotationen und schnellen Antritte nach Tricks und Körperfinten waren etwas Neuartiges für mich. Weil manche Gegner binnen Millisekunden gefühlt Lichtjahre hinterher waren, empfand ich manche Spielszenen als Slapstick. Der Ball war wie ein Wattebausch an Maradonas Fuß, als würde er ihn mit einer kurzen Gummischnur bei sich halten. Die Bilder der TV-Übertragung waren längst nicht so brillant wie heute, aber wir hatten Farbfernsehen und unter der mexikanischen Sonne tanzte diese blau-weiß-gestreifte Nummer 10 über das grüne Parkett, Fred Astaire überhaupt nichts dagegen.

Klar drückte ich mit meinen Kumpels der deutschen Nationalmannschaft die Daumen. Aber während dort Felixe, Karl-Heinzens, Hans-Peters und Uwes über den Rasen pflügten (Pflügler!), als müssten sie für Agrarmaschinen Werbung betreiben, boten die Argentinier Vorführungen in ästhetischer Eleganz.

Hier erwähne ich umgehend, dass ich niemals despektierlich über die deutsche Fußballkunst sprechen will (schon zu spät!). Rudi Völlers Art, das Trikot aus der Hose hängen zu lassen, hat mich modisch durch meiner Fußballzeit getragen. Was Buchwald 1990 im Finale veranstaltete, hatte etwas von der Filigranität seines Gegenspielers Diego Maradona. Der Titel im Jahr 2014 war als Mannschaftsleistung unbedingt verdient.

1986 die Begriffe „Fußball und Kunst“ unter einen Hut zu bringen, war allerdings nur mit dem Vergleich „Ball und Maradona“ möglich.

Könnte nun die erste kritische Stimme kommen: Was will der Weber als Bub von Kunst verstanden haben?

Antwort: Verstanden vielleicht nicht viel, aber geliebt habe ich sie. Die Kunst. Mein Berufswunsch bis zu meiner gescheiterten Bewerbung an der Kunstakademie München war: Kunstmaler!

Und logisch: Als junger Verehrer habe ich Maradona oft gemalt, gezeichnet, skizziert und seine Nummer 10 des Argentinientrikots mit jedem Stift oder Pinsel auf jeder erdenklichen Unterlage darstellen können. Fragen Sie Herrn Herger, Hausmeister am Gymnasium Schrobenuhausen.

Diese Nummer 10 führte mich später sogar bis zum Tätowierer. Dazu später mehr.

The Summer of '86

Natürlich haben wir als 12-Jährige Fußball nicht so gesehen, verstanden oder gelesen wie jetzt. Maradonas Ruf und Ruhm war damals noch in der Entwicklung, nicht in der Rückschau zu etwas Ikonischem, Heroischem gereift. Ich erkannte einfach: „Was der macht, ist Wahnsinn.“

Wir hatten damals weitere, eventuell sogar stärkere Interessen. Einige seien hier aufgezählt. Bolzplatzduelle. Schnacklmesser. Räuber & Schandi. Zündeln (nicht hetzerisch wie Populisten heutzutage, sondern Gegenstände anbrennen). Mädels necken und schon ein bisschen gut finden. BMX-Rad fahren. Zelten – im Sommer. Unentdeckt durch den Schnee robbend durch alle Gärten der Georg-Leinfelder-Straße, also Zäune oder Sträucher überwinden und Nachbarsaugen entkommen, hoch bis zum Albertus-Magnus-Weg und auf der anderen Seite zurück – im Winter. Basketball am Roten Platz. Straßenhockey an Walters Garagentor. Commodore-C64-Spiele (Es gab doch tatsächlich ein Spiel namens *Peter Shilton's Handball Maradona*). Eisessen beim Gianni.

Es war Sommer 1986. Der Sommer der 12-Jährigen. Der Sommer, in dem wir mit der E-Jugend Meister wurden. Der Sommer, in dem wir unschuldige Rabauken zum ersten Mal bei der Siegesfeier Laternen-Maßen schlürften, zum ersten Mal auf Plattenpartys zu Europas *Final Countdown* tanzten, zum ersten Mal unsere Lippen zum Küssen spitzten.

Es war der Sommer, in dem die Kinder Karola und Melanie Weimar getötet wurden. Der Sommer, in dem wir als Familie nach Kroatien ans Meer fuhren und ich in der Open-Air-Disco zu (*Hey You*) *The Rock Steady Crew* eine waghalsige Breakdanceshow ablieferte.

Es war der Sommer des „Tor des Jahrhunderts“ und der „Hand Gottes“.

Die Aura Diego Maradonas zog mich in den Bann. Ich begann zu begreifen.

Natürlich verstand ich als leidenschaftlicher Kicker, wie einer immer mehr zum Gejagten wird, weil er elf andere ausspielt und recht doof aussehen lässt. Dass man den aus den Schuhen treten will. Nicht weil man gewinnen muss, sondern weil er einen bis aufs Blut reizt mit seiner vorgetragenen Schönheit des Spiels, die einen nicht zum Statisten, sondern zum Deppen degradiert.

Ich verstand, dass dieser Argentinier auf dem Rasen etwas Besonderes veranstaltete. Die Kombination von Eleganz und Wucht. Von Gefühl und Zielstrebigkeit. Ich begriff seine Magie – und auch die Machtlosigkeit seiner Gegner.

1986 war mein erstes Panini-Bild nicht Diego Armando Maradona. Sondern der Belgier Jan Ceulemans. Ich erinnere mich, weil *Ceulemans* später in unseren Kreisen heranwachsender Entwicklungsschüblern ein gängiger Begriff für *erigiertes Glied* war. Als zum Beispiel einer von uns im Freibad mit der Claudi geknutscht hatte, und die Begeisterung nach dem Zungenkuss war an der hervorstechenden Wölbung seiner damals hochmodischen engen Speedo-Badehose abzulesen, dann waren lapidare Sprüche wie „Sapprament, da wurde prompt der Ceulemans eingewechselt“ oder „Ceulemans steigt zum Kopfball hoch“ gang und gäbe. Okay, Gottschalkiesken von Heranwachsenden. War aber so.

Panini-Diego ließ in diesem Jahr lange auf sich warten. Da er schon als der vermeintliche Superstar der WM galt, vermutete ich im Zurückhalten des begehrtesten Objekts eine Taktik der Firma Panini zur Umsatzsteigerung. Übrigens: Für Diego konnte man leicht drei Glitzis (Silberwappen) – oder ein Glitzi wie drei Deutsche – oder vier Kanadier und zwei Dänen tauschen. Klingt nach Menschenhandel, war aber stinknormaler Geschäftsverkehr im Panini-Business. Diego war die härteste Währung. Auch wertvoll natürlich Altobelli, Socrates, Lineker oder Platini. Maradona aber der Tausi unter den Sammelbildern.

Das Ding war, es machte nicht „Bumm!“ und Diego Armando Maradona war in jeder meiner Körperfasern zugegen. Das Phänomen wuchs eher. Trieb Wurzeln und Knospen und blühte immer mehr auf. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick und stante pedes Hingabe und Treue. Ich spürte aber immer mehr wie mich der junge Diego „anfasste“.

Es sollten nicht alle in meinem Fußballteam oder Kumpelkreis so denken. War es der Funki oder vielleicht der Irish, der meinte:

„Dieser Alfredo Maradona, oder wie der heißt, der schnupft doch Haschisch oder sowas. Wie der da rumkreiselt. Das ist doch nicht normal. Eigentlich ist der ein Hampelmann.“

Ein anderer, bestimmt der Andi: „Haschisch schnupft man nicht. Das frisst man, du Depp.“

Der Alex oder irgendwer: „Haschisch frisst man nicht, da stirbt man.“

Der Andi wieder: „Haschkekse, du Depp! Die frisst man logisch.“

„Mei,“ meinte noch einer, „wenn man die Kekse richtig fein zerbröseln, könnte man sie auch schnupfen.“

Was ich sagen will: Diego polarisierte schon, als wir noch gar nicht wussten, was polarisieren eigentlich bedeutet. Und was Haschisch bedeutet, wussten wir damals ebenso wenig. Was ich aber wusste, war, dass dieser irre, filigrane Fußballer keine Drogen braucht, um göttliche Leistungen zu bringen. Niemals.

(Ich weiß nicht, ob ich später genauso bei Ben Johnsen, Lance Armstrong oder Johann Mühlegg dachte.)

Seitdem ich denken kann, waren wir auf dem Bolzplatz immer irgendwer. Der eine war Platini. Der andere war Beckenbauer. Der Dritte war Briegel. Einer war der Top, Spieler aus der Reservemannschaft des eigenen Vereins, weil der Top Wadl hatte, umfangreicher als Gerd Müllers Oberschenkel. Jeder verkörperte irgendwen – ob man den nun anhimmelte oder nicht. Wir Jungs die Fußballer und die Mädchen Sportlerinnen wie Ulrike Meyfahrt, Katarina Witt, Rosi Mittermayer, Martina Navratilova oder Nadia Comăneci. Und der Flickflack gelingt Nadia Comăneci heute äußerst fein“, so ihre Kür kommentierend.

Wir brüllten nach erzieltm Tor „C’était Platini!“ – „Hrubesch fegt Ball, Feind und Freund allesamt in die Maschen!“ – „Maradona! Maradona! Maradona! Argentina es campeone del Mundo!“

Wir imitierten den Jubel und die Tricks. Einen Diego-Trick konnte ich damals und kann ich auch heute noch. Es ist eine physikalische, koordinative Timing-Angelegenheit, bei der man

den Ball als Drop-Kick mit der Hacke immer wieder in die Höhe katapultiert, während man sich um seine eigene Körperachse dreht, um sofort wieder per Dropkick-Hacke den Ball nach oben zu treiben, sich zu drehen und wieder im richtigen Moment ...

Klingt kompliziert. Ist es! Gucken sie dieses Video:

<https://www.youtube.com/watch?v=QjmUsqlqP1w>

Minute 4:19 – 4:24

Im Video ist dieses Kunststück vom Meister selbst zu sehen.

Als ich diesen Trick im Fernsehen einst bei einer Warm-up-Einheit bestaunte, die Diego grundsätzlich mit offenen Schuhbändern abhielt, war ich geflasht. Ich versuchte mich erst im Wohnzimmer. Natürlich war das ein Fehler. Das Ergebnis: ein kaputtes Weißbierkrügerl und ein herabgefallener Vogelkäfig mit völlig hysterischem Inhalt. Deswegen verfeinerte ich den Trick im Freien. Ich erlernte ihn verhältnismäßig schnell. Ich kann ihn immer noch. Mario Basler würde nun sagen: „Sie können misch jedazeit nachts anrufe, ich mach Ihnen den Trick sofort blind nach.“

Ich würde sagen: Rufen Sie mich nicht an. Vor allem nicht nachts. Aber ich mach Ihnen den Trick. Nicht blind. Aber so, wie ihn Diego damals vorzeigte. Genau so. Nur einige Umdrehungen länger.

Montag, 23. Juni 1986. Der Ball im Gebüsch, alle zu faul, zu fertig, zu verschwitzt, um ihn aus den Brennesseln zu holen. Deswegen Pause oder gar Ende des Bolzplatzspiels. Manche schon auf ihren Bonanza-Rädern überm Lenker hängend, andere noch auf dem Rasen sitzend, die Birnen hochrot und vom Schweiß abstehende Frisuren.

Der Andi: „Dreckschwein!“

Der Alex: „Schon, das war schon fies. Im Grunde Betrug.“

Der Hans-Jürgen, weil er Torwart war: „Den muss der Shilton eigentlich haben. Wenn er rausgeht, muss er den haben. Dann ist's eigentlich egal ...“

Andi wieder: „So eine Sau. Der hupft da mit der Hand hoch und faustelt den da rein. Und dann dreht er jubelnd ab. Sau, echt hey!“

Einer von den Skatern: „Dolomiti oder Brauner Bär?“

Andi bestimmt: „Z'Maul! Wir sind hier doch nicht zum Eisessen. Die Argentinier sind doch alles Gauner. Al Capone und so. Und der Maradona ist der schlimmste.“

Der Irish vielleicht: „Dieser kleine Fettsack. Wohl zu viele Kühe gefuttern. Machen die doch da in Argentinien. Sagt mein Opa zumindest.“

Der Gigi vielleicht: „Hm ... aber vielleicht hat er gar nicht gemerkt, dass er den mit der Hand berührt hat. Vielleicht dachte er, er hat den Ball mit'm Kopf erwischt.“

Der Andi erbost: „Wenn ich dir a Fotzn aufm Kopf geb, dann sagst ja auch nicht: Au, meine Hand!“

Der Ralf vielleicht: „Also der soll halt Handballer werden. Oder Volleyballer, so wie der den da reinschmettert.“

Der Rolfi gleich hinterher: „Für Volleyball ist er zu klein. Aber als Kreisläufer beim Handball ideal, mit dem Ranzen und so ... aber da nimmt er dann wahrscheinlich den Fuß her, der Hundling.“

Schnatter. Schimpf. Schiebung. Alle am Meckern.

Ich: „Er hat doch gesagt, dass er es nicht war, im Interview danach. Es war Gott.“

Alle so: Aaaaarrghhhh!!!

Nur einer von den Skatern zu seinem Kumpel: „Ich Dolomiti. Du?“

Der andere: „Ich nogger mir einen.“

Ich hatte bei Diegos 2:0 gegen England im Viertelfinale ein klares Urteil (Endstand 2:1).

Pro Maradona.

Ich bin in meinem Elternhaus gerechtigkeitsliebend aufgewachsen. In Aufrichtigkeitslehre. Fairplay war nicht nur ein Gedanke – sondern ein Muss bei uns zu Hause. Ich war stets mehr Samariter als Sam Bankman-Fried. *Hilfe den Schwachen, den Armen*, hieß es stets. Aber England war nicht schwach. Und arm im Grunde auch nicht. Vom Falklandkrieg hatte ich keine Ahnung, vom Wembley-Tor aber schon. War zwar gegen Deutschland und nicht gegen Argentinien, aber im Grunde auch unfair, wie Roger Hunt im Finale 1966 nach Geoffrey Hursts Lattenschuss, der deutlich vor und nicht hinter der Linie aufprallte und aus dem Kasten flog, einfach jubelnd hochsprang. Ähnliches Täuschungsmanöver.

Diego hatte keine Schwachen, keine Armen besiegt. Sondern ein Königreich, ein Schummel-Königreich, wenn man das zu Unrecht gegebene Wembley-Tor mit der Fairness-Lupe betrachtete. Was für mich zählte, war Folgendes: Wenn neun Engländer sich von einem einzigen Argentinier dermaßen herflaxen lassen und ein Tor (des Jahrhunderts) kassieren (2:0), brauchen sie sich über ein Tor, das eventuell mit dem nicht ganz offiziell erlaubten verlängertem Hinterkopf erzielt wurde (1:0), nicht zu beschweren. Außerdem hätte Gary Lineker zu jeder Zeit auch zwei Tore schießen können, so wie Diego. Dann hätten sie nämlich 3:2 gewonnen.

Sogar familienintern wurde diskutiert. Mein Vater, einst ein sehr guter Handballer (übrigens eine der härtesten, aber fairsten Sportarten überhaupt) fand das gar nicht gut.

„So ein toller Fußballer und doch so ein Depp“, schimpfte er.

Auch mein Bruder verurteilte die Art des Torerfolgs. Unsere Mutter war vor zwei Jahren verstorben, deswegen meinte meine Schwester in ihrem Fairnessverständnis: „Mama wär in den Fernseher gesprungen, hätte diesen Maradona am Ohrwaschel gepackt und ihn zum Schiri geschliffen. Die hätt ihn so verdreht, dass er sich hätt hinknien müssen. Und dann hätt Mama gesagt: *So, Biarschal, jetzt entschuldigst du dich gefälligst.*“

Ich hingegen bemerkte, dass ich dem Zauber Diego Maradonas verfallen war. Er war schlicht clever, so mein nicht ganz objektiver Rechtsspruch.

Ein bestimmtes Bild prägt deutlich meine Erinnerung an die Weltmeisterschaft 1986. Sechs ängstlich dreinblickende Belgier auf einer Linie in Erwartung des Wirbelsturms Diego, der auf diesen Abwehrriegel zudribbelte. So geschehen im Halbfinale.

Jean-Marie Pfaff blaffte nach diesem mit 0:2 verlorenen Spiel angesäuert auf Deutsch ins Mikro, als er vom Moderator eines deutschen Fernsehsenders gefragt wurde, warum seine Mannschaft den argentinischen Spielmacher zu keiner Zeit in den Griff bekam:

„Maradona! Maradona! Maradona! (Kurze Pause) Maradona mache Trick mit die ganze Körper. Schieße Tor mit die Gnack (Genick).“

Ich war im Finale durchaus für Deutschland, wurde sogar nach meinen wütenden Beschimpfungen der starren deutschen Verteidiger nach dem 2:0 für Argentinien nach oben in mein Zimmer geschickt. Wurde bei Rudis 2:2 wieder nach unten zitiert, um dem Wahnsinn beizuwohnen, der, prompt hatte ich mich wieder auf dem Sofa platziert, durch einen die deutsche Abwehr zerfetzenden Pass von Diego und dem anschließenden Tor von Burruchaga seinen argentinischen Höhepunkt fand. Ich fluchte wieder: Matthäus zu weit weg! Briegel viel zu langsam! Schuhmacher eine Krücke – an allen drei Toren schuld!

Innerlich wusste ich jedoch: Wer hätte Diego denn stoppen sollen? Wer? Selbst wenn neun Engländer, sechs Belgier und elf Deutsche gleichzeitig auf dem Platz gestanden hätten – Gegen Gott hast du keine Chance!

Diego hat 1986 meine Welt verzaubert, verärgert, verwirrt oder nachhaltig beeindruckt.

Die „Hand Gottes“ wurde später sogar mit einer Glaubensgemeinschaft gewürdigt. 40.000 Anhänger hat die Kirche „Iglesia Maradoniana“. Und deren „Vaterunser“ startet wie folgt: „Diego unser, der du bist in Kuba ...“

Ich habe einen Mitgliedsantrag gestellt. Aber einen Vertrag nie erhalten.